

Zur Ergänzung der deutschen Mission sollen im Laufe der kommenden Woche noch zwanzig deutsche Offiziere in Konstantinopel eintriften. Da eine vollständige Reorganisation des türkischen Heeres angestrebt wird, so bedarf es naturgemäß auch einer entsprechenden Anzahl Instrukteure. Wie umfangreich die Aufgaben der deutschen Mission sind, geht z. B. daraus hervor, daß der General von Weber aufgefördert wurde, einen Plan zur Befestigung der Stadt Demotika im Kreise Adrianopel auszuarbeiten. Zweifellos werden auch Adrianopel selber sowie Kirklisse und andere Plätze an der bulgarischen Grenze neue und starke Befestigungen erhalten. Die leitenden Offiziere der deutschen Mission befinden sich zurzeit in den türkischen Grenzstädten, um die Vorarbeiten zu deren Befestigungen zu erledigen.

Der Kanzler und die Konservationen. In der Erklärung des „Mannheimer Generalanz.“, des Organs des nationalliberalen Parteiführers Bassermann, Herr v. Bethmann Hollweg werde von den Konservationen stürmisch angegriffen und habe an das liberale Bürgerturn keinen Anschlag genommen, so daß er isoliert und eine Kanzlerkrise im Auge sei, bemerkt die „Kreuz-Ztg.“: Die Konservationen haben, im Gegensatz zu den übrigen bürgerlichen Parteien und den Sozialdemokraten, dem Reichskanzler kein Mißtrauensvotum erteilt. Wegen des Urteils gegen den Deputierten v. Forstner ist die Regierung auch von konservationeller Seite nicht angegriffen worden. Bedinglich die juristische Berechtigung des Urteils hat man in Frage gestellt. Mehr hat auch Herr v. Jagow nicht getan. Die „Kreuz-Ztg.“ wies es wiederholt zurück, daß er sich dadurch in einen Gegensatz zum Reichskanzler gestellt. Sie betonte, daß ihrer Meinung nach auch der Kanzler von dem Urteil nicht sehr befriedigt sein werde. Deshalb ist es geradezu unsinnig, von einem Duell Bethmann-Jagow zu sprechen. Ebenso unsinnig wäre es, bei dieser Sachlage in einem etwaigen Rücktritt des Reichskanzlers einen Triumph des Konservationismus sehen zu wollen.

Arbeiter und Wehrbeitrag. Die Handelskammer in Essen bedauert in ihrem Jahresbericht, daß der Reichstag zu dem einmaligen Wehrbeitrag nicht auch die Arbeiter herangezogen hat, und bemerkt dazu: Damit ist ein grundsätzlich außerordentlich gefährlicher Weg beschritten worden, insofern als man in den Händen der Arbeiter, ganz im Sinne der sozialdemokratischen Zirkeln, die Empfindung hervorgeufen und verklärt hat, als lägen alle Aufwendungen für Küstungszwecke lediglich im Interesse der Besitzenden, als hätten die Arbeiter kein Interesse an der Erhaltung unseres Staatswesens und am Schutz gegen äußere Feinde. Wegen den Reichstag erhebt der Bericht weiterhin den Vorwurf, daß über die gewaltige Auflage des Wehrbeitrages wie der Kostendeckung der Heeresvorlage überhaupt ein Reichstag beschlossen hat, in dem die Gewerbetätigkeit, die diese Auflage in der Hauptsache zu tragen hat, fast gänzlich vertreten ist, und der es auch in dieser wichtigen Frage nicht für notwendig gehalten hat, mit den eigentlichen Lastenträgern draußen Fühlung zu nehmen und in Fühlung zu bleiben.

Das deutsch-englische Afrikaabkommen, das endlich nach monatelangen Verhandlungen zum Abschluß gebracht wurde, regelt nur die wirtschaftlichen Interessen der beiden Kontrahenten in den portugiesischen Kolonien Südafrika, ohne an eine Erwerbung oder Verteilung dieser Schutzgebiete zu denken. Es wird mit dem Abkommen auch nur ein ganz kleiner Teil der die beiden Großmächte interessierenden Afrikafragen erledigt, jedoch die Länge der Zeit auffällt, die man zur Einigung gebraucht. Von den beiden großen portugiesischen Kolonien, um deren wirtschaftliche Erschließung es sich handelt, liegt Angola an der Westküste Südafrikas, seine lang gestreckte Südgrenze wird durch Deutsch-Südwestafrika gebildet, während Rhodesien oder Britisch-Zentralafrika noch lange nicht die Hälfte der Ostgrenze Angolas bildet, der weitaus größte Teil des östlichen Angolas vielmehr an den belgischen Kongoplatz stößt. Es war daher natürlich und bei einem Interessenausgleich selbstverständlich, die wirtschaftliche Erschließung dieses an Naturschätzen reichen westlichen Kolonialbesitzes Portugals Deutschland zu überlassen.

Der Ritter der „blauen Rose“.

Roman frei nach dem Englischen von W. Conrady.

„Mißes Verlaß“, gab jetzt Madenzie zur Antwort, „ist in jeder Hinsicht tief zu bedauern. Jedoch Baron Edgar, ihr Bruder lebt, und seine Sache ist es, die wir führen und jetzt weiterführen müssen.“

„Ja wohl, aber man sagt doch, daß er sich um die ganze Affäre nicht kümmert, nichts davon wissen will. Er scheint sich von seinen Schwärzen in Afrika nicht trennen zu können; jedenfalls interessieren sie ihn mehr als alle Kronen, die man hier für ihn anstrebt. Entschuldigen Sie mich, bitte, einen Augenblick!“

Ein Schriftsteller war mit einigen Druckbogen eingetreten, und nachdem Amy ihn abgefertigt, fuhr sie mit etwas erustem Tone fort: „Alle Welt war entsetzt und betrübt über diese Katastrophe. Miß de Bruce war ein so reizendes, lebensfrohes Mädchen, und mir ist es, als sei sie gestern noch in unserer Mitte gewesen. Ich war ganz entsetzt von ihrer Schönheit, als ich sie in der letzten Saison in Winklow-Gardens zu sehen Gelegenheit hatte. Niemand scheint auch die Ursache dieses plötzlichen Todes zu kennen.“

„Ich selbst“, entgegnete Madenzie, „war zur Zeit weit entfernt von „Des Lourterelles“, und hörte erst viel später von dem tragischen Ereignis.“ Lady de Bruce ist so gebrochen, daß sie den Anblick ihrer besten Freunde meidet.“

„Das dachte ich mir und habe es auch in meinem Blatte so angedeutet“, meinte Amy. „Nach dem natürlichen Gang der Dinge hätte man erwarten dürfen, daß Miß de Bruce nach Whifford oder Ardunlaw gebracht und ihr Leidenbegünstigt feierlich in Gegenwart ihrer vielen Freunde stattfinden würde. Es scheint mir aber, man hat sie in aller Stille beerdigt, wahrscheinlich wohl auf „Des Lourterelles“. Ich kann mich nicht entsinnen, eine Note darüber gelesen zu haben.“

Aus Paris. Die Auszeichnungen von Grifolles sind in Frankreich hoch ausgenommen worden. Ein der Pariser Regierung nahe stehendes Organ bemerkt dazu: Wir erblicken in der großherzigen Entschliessung des Kaisers alle Vorzeichen einer Entspannung zwischen Frankreich und Deutschland, der von allen Seiten gewiß Dauer gewünscht wird. Tatsachen wie diese üben auf die Beziehungen der Völker einen günstigeren Einfluß aus als ausgeklügelte diplomatische Beziehungen. So wenig man von der Auszeichnung der um die Wiederherstellung des deutschen Oberleutnants v. Winterfeldt bemüht gewesenen Franzosen durch unseren Kaiser eine weitgehende politische Bedeutung erwarten darf, so sympathisch berührt doch deren freundliche Aufnahme jenseits der Vogesen.

Der Präsident der Republik, Herr Poincaré, ist völlig isoliert. Sämtliche Minister des gegenwärtigen Kabinetts Doumergue sind gegen ihn und verhindern ihn sogar, in Paris oder irgendwo im Lande rednerisch aufzutreten, da sie wie ein Mann jede Begleitung des Staatsoberhauptes ablehnen. Unter diesen Umständen ist es begreiflich, wenn die Blätter den Präsidenten mit Vorschlägen überschütten, wie er der mehr als peinlichen Lage Herr werden könne. Empfohlen wird die Herbeiführung eines Volksbeschlusses, der dazum würde, ob der Staatsschef oder das Ministerium die Mehrheit der Nation hinter sich habe. Herr Poincaré ist jedoch kein Freund solcher Volksabstimmungen und will daher abwarten, was die Zeit und Herr Briand, in dem man den kommenden Ministerpräsidenten erblickt, für ihn tun werden.

Die Gründung des Osmanenreiches. In Konstantinopel fand eine Erinnerungsfest an die vor 645 Jahren erfolgte Gründung des Osmanenreiches statt. Im Jahre 1269 unserer Zeitrechnung trat der Selbischulen-Sultan von Konia einem aus Nordpersien ausgewanderten Türkenstamme, an dessen Spitze Ertogrul Chan stand, einen Landstrich an den Ausläufern des Taurusgebirges ab. Ertogruls Sohn Osman übernahm die Regierung dieses Gebietes und gab ihm den noch heute bestehenden Namen. — Die Weltung, monach Rußland gegen Gewährung von Konzessionen Bulgarien zur Erneuerung des Balkanbundes aufgefordert habe, ist nicht ungläubwürdig.

Der Jahreswechsel.

Sturm und Unglück. Der weiße Schloffer. Im Kaiser-schloß. Der Empfang der Generale. Die Jahresweihnachtsreden. Rehrans.

Das Jahr 1913 hat infolge der zahlreichen Stobsposten aber die durch Sturm und Überschwemmungen herbeigeführten Unglücksfälle leider einen recht unerfreulichen Abschluß gehabt. Der Schaden, namentlich an unseren Kisten, ist schwer, und diesem Leid gegenüber kommen kleinere Verdrießlichkeiten wie Zugverspätungen und Verkehrs-Hemmnisse wenig in Betracht. Den Bedrängten ist allgemeines Mitleid sicher, das ihnen auch der Kaiser ausgesprochen hat, und es wird ihnen hoffentlich nicht an wirksamer Unterstützung im neuen Jahr fehlen.

Der starke Schneefall hat naturgemäß die äußerliche Symplosterfeier beeinträchtigt; ganz Deutschland steckte unter einer weißen Decke, viele Straßen und Wege waren verweht und, um in den großen Städten den Verkehr offen zu halten, mußte angestrengt gearbeitet werden. Dabei hat sich denn mehrfach gezeigt, daß unter den „Arbeitslosen“ der Drang, sich ein paar Mark zu verdienen, keineswegs so stark ist, wie man nach laut gewordenen Klagen hätte annehmen sollen. Auch in der Reichshauptstadt war es so, und gerade in Berlin ist diese Erscheinung nicht zum ersten Mal beobachtet worden. Arbeitslos ist leider von arbeitslos oft nicht sehr verschieden.

An der Spree hat es trotz allen Winterwetters nicht am üblichen Mitternacht-Spektakel gefehlt, wobei der Schneeball eine große Rolle spielte, aber die Polizei hatte bei der Verhütung von Tumulten doch nicht die Arbeit wie sonst. Ein sehr gutes Geschäft machten Autos und Droschken, denn auf die Feiern in den Restaurants wollten doch nur wenige Leute verzichten. Die Vulkanpiegelei mit allerlei sogenannten Scherzartikeln lief wie stets einen gewaltigen Spektakel hervor, den die überall aufgeborenen Ruß-Kapellen noch erhöhten. Die Bilder der Berliner Neujahrnacht sind nicht

gerade satonsfähig, und es ist gut, daß diese Nacht der tollen Ausgelassenheit auch die einzige ihrer Art im Jahre ist. Vieles war es geradezu wüst geworden, als in der grauen Morgendämmerung die Heimkehr angetreten wurde.

Unter den Linden hatte tüchtig gearbeitet werden müssen, um für die Neujahrseier im Schloße die ungehemmte Zufahrt zu ermöglichen. Am frühen Vormittage fand das große Weiden statt, dem es auch diesmal nicht an Zuschauer fehlte. Auch bei der späteren Auffahrt der fürstlichen Herrschaften, der Reichs- und Staatswürdenträger, Generale und Diplomaten hatte das Publikum die beiden Straßenfronten umfüllt, freilich war nicht viel bei den schnell vorüberlaufenden Gefährten zu sehen.

Vor dem Neujahr-Gottesdienst empfingen die kaiserlichen Majestäten bereits die Gratulation der Familienmitglieder und der fürstlichen Gäste. Nach demselben folgte im festlich beleuchteten Weißen Saale die Gläubwünsch-Kour vor den Majestäten, wobei der Reichskanzler und mehrere andere Personen durch Händedruck ausgezeichnet wurden. Nach der Kour empfing der Kaiser die fremden Botschafter, die Mitglieder des Bundesrates, Minister und Staatssekretäre und sodann die Armeesinspektoren, den Chef des Großen Generalstabes der Armee und die kommandierenden Generale.

Es ist bekannt, daß der oberste Kriegsherr beim militärischen Neujahr-Empfang stets eine Ansprache an die hohen Offiziere zu halten pflegt, und auch in diesem Jahre werden Angaben über den Inhalt derselben verbreitet. Es erübrigt sich aber, darauf einzugehen, denn daß der Kaiser auf die Jabern-Angelegenheit zurückgegriffen hat, kann man sich ohne weiteres denken; aber ebensovoll wohl jeder, daß aus diesem engen Kreise nichts über den Inhalt der kaiserlichen Worte an Unerbessene mitgeteilt worden ist. Mit den verbündeten Monarchen ist wie stets ein herzlicher Neujahrsgruß ausgetauscht worden.

In der Ruhmeshalle fand nach beendeter Empfang im Schloße die Ausgabe der Parole, „Berlin-Königsberg“, statt, und sodann im Beisein der kaiserlichen Majestäten, ihrer Angehörigen und Gäste die Weihe und Nagelung der 26 Festzelten für die durch die große Wehrvorlage neu errichteten Truppenteile. Das Publikum begrüßte die Fürstlichkeiten bei der Ankunft und bei der Rückkehr zum Schloße mit Hochrufen. An der Festtafel im Schloße warteten die Halloren aus Halle auf, nachher machte der Kaiser dem Reichskanzler und den fremden Botschaftern seine Neujahrbesuche.

Die Sittlichkeit der offiziellen Neujahr-Ansprachen ist gewahrt geblieben in Paris, wo im Palais Elysee der Präsident der Republik Herr Poincaré die Gratulation des diplomatischen Korps mit den besten Wünschen für die friedliche Entwicklung der Staaten und Völker beantwortete. In Rom sprachen der Papst im Vatikan und der König von Italien im Quirinal-Palast ihren Dank für die offiziellen Gläubwünsche aus, ebenso König Alfonso in Madrid und der ungarische Ministerpräsident Graf Tisza in Budapest. In München findet ein größerer Neujahr-Empfang am 5. Januar statt. Rußland und die orthodoxen Balkanstaaten feiern erst in zwei Wochen Neujahr.

Im schneege schmückten deutschen Bürgerhause, soweit es nicht durch die Wut der Elemente geschädigt war, ist der Abschied vom alten Jahre in der herkömmlichen Weise begangen worden. Jung-Deutschland hat wohl in den allermeisten Fällen auf seinem altüberlieferten Rechte bestanden, den Weihnachtsbaum zu plündern, dessen kurzer Glanzrolle nun die praktische Verwendung folgt. Punsch und andere Annehmlichkeiten haben das Prost-Neujahr-Rufen begleitet, und die Fragen an die Zukunft werden durch die mancherlei Silvester-Drakel hoffentlich eine erfreuliche Antwort erhalten haben. Der Wehrbeitrag und seine Aufrechnung, wo er in Betracht kommt, wird eine Sache des neuen Jahres sein, wenn gleich als Feststellungsstag der Silvester 1913 gegolten hat.

Die Neujahrswünsche sind gekommen und erwidert, und ein metallener Händedruck hat manche Dienstwilligkeit aus dem alten Jahre belohnt. Ein paar Tage sagt man nun noch, wenn man sich im neuen Jahre zum ersten Male wieder sieht: „Prost Neujahr!“ — und dann hört auch diese Begrüßung auf. Die Schulferien sind in wenigen Tagen vorbei, in denen die Jungen und auch die Mädchen sich im Schnee rechtshoffen gerummelt haben, und das gewohnte Leben raucht wieder durch die Tage der Woche. Aber es kommen nun die Abende mit Spiel und Tanz und allerlei Nummernschau, das heitere winterliche Gesellschafts-

„Niles wäre anders gekommen“, demerite Amy, „wenn ihr Bruder in Europa gewesen wäre“, und Charles konnte nicht umhin, ihr zuzustimmen.

Er wollte nur zu gut, daß Lord de Bruce Anwesenheit die ganze Sachlage verändern würde, und ihm war nicht ganz wohl zu Mute bei dem Gedanken, was seine Verabschiedung wohl zu allem Vorgefallenen sagen würde.

Vor Anfang der nächsten Woche kann ich nichts in Ihrer Sache tun, Mr. Madenzie“, unterbrach hier Miß Hitterdash seine Erwägungen. „Am Montag Nachmittag wird es mir vielleicht möglich sein“, schloß sie und erhob sich mit einem Blick, der so viel bedeutete als: „Kun laßt Du gehen!“

Madenzie brauchte einige Sekunden Zeit, um es sich einzugehen, daß sie von seiner Gegenwart detzt zu fern wünschte, dann erkannte er sich, unzufrieden mit sich selbst, weil er die wichtige Sache der de Bruce so trivialen Händen anvertraut hatte.

Er war so in seine Gedanken vertieft, daß er eine Steige zu tief hinabstieg und zu den Fußern geriet, bei denen sein erkranktes Gesicht eine gewisse Heiterkeit verurfachte.

Ihrem Versprechen getreu, machte sich Amy am Montag Nachmittag auf den Weg nach dem Britischen Museum, wo sie früher eine Zeit lang häufiger aus- und eingegangen war. Ihr waren genealogische Forschungen nichts neues, und bald hatte sie herausgefunden, daß die Familie Scrope, zu welcher Gilbert gehörte, in der männlichen Linie erloschen war und die übrigen Glieder sich mit den Wintonons zu einer Familie verschmolzen hatten. Die Wintonons waren eine Familie, deren Papiere aus politischen Gründen im Jahre 1716 beschlagnahmt worden waren. Zuällig hatte Miß Hitterdash schon früher festgestellt können, daß jene Briefe nicht im Urkundenamt, sondern im Britischen Museum deponiert worden waren. Und wirklich — den Augen geschickten Händen unserer Geseandtin — war es gelungen, die Wintonon-Briefe im Ma-

nifestationsraum auszuheben.

Im Anfang war das Studium der Briefe ein ziemlich trodenes. Wie konnte sie sich auch für die Familien- und Haushaltsgeschichten dieser Scropes Wintonons interessieren?

Endlich leuchteten ihre Augen auf. In einem dieser vergilbten Briefe sprach eine Mrs. Barbara Scrope von der Gräfin Stuart, jener Gräfin Stuart, auf welche man die Ansprüche der „blauen Rose“ zurückführte. Mrs. Barbara erwähnte da eine Ehelicheit ihres Bruders Gilbert, worin er erklärt, bei der Eheschließung weiland Seiner Majestät mit Miß Arabella Lowestoft gegenwärtig gewesen zu sein. Zur Zeit, als Mrs. Barbara diesen Brief schrieb, war die Gräfin Stuart mit einem Lord Vane vermählt. Beide verzichteten darauf, ihre Ansprüche geltend zu machen, da sie lieber ein ruhiges Leben führen, als ihren Kopf riskieren wollten. Dann kamen Briefe, unterzeichnet mit Lord Scrope. Später vermählte Wintonon, welche Amy Ausschluß über das Leben der Stuart-Vane-Familie unter der Regierung der Königin Anna gaben.

Plötzlich fuhr Miß Hitterdash in die Höhe. Sie sah sich dann wieder über ihr Buch fassen und brach in ein lautes Gelächter aus. Der Herr am nächsten Punkte, der sich hier so höflich um sie bemüht, ihr Bücher beiseite zu nehmen und Bleistift gedrückt hatte, fuhr ebenfalls auf, ganz entsetzt über diese in solchen Räumen ungewohnte Heiterkeit. Wie konnte man nur lachen, und zwar so vergnügt lachen in Gesellschaft dieser alten, schmelzlebernen Hände und stäubigen Pergamente?

Endlich hatte sich Amy von ihrem Vorkurs etwas erholt. Nun zog sie ihre Uhr hervor. Es war selber die höchste Zeit für sie, sich wieder ihrem eigenen Tagewerk zu widmen.

„Nun freut es mich wirklich“, murmelte sie fast hörbar, „daß ich mich dieser Sache angenommen habe. Wie hätte ich aber auch ahnen können, dabei solchen Spaß zu erleben?“

(Fortsetzung folgt.)